

Marianne Gronemeyer

Fremdbestimmung – Ja, bitte!

Vortragsmanuskript für die Veranstaltung „Narrenfreiheit in Absurdistan“ zum 10. Todestag von Ivan Illich, Bremen, Villa Ichon, 1. Dezember 2012*

Fremdbestimmung – Ja, bitte! Da scheint sich ein Masochist zu Wort zu melden, der ergebenst um Prügel bittet; oder vielleicht ein Zyniker? Oder ein Witzbold? Oder einer, der auf der ‚Flucht vor der Freiheit‘ (Erich Fromm) ist und sich lieber unter fremdes Kommando stellt, als sich den Gefahren der eigenen Entscheidung auszusetzen? Normal ist es jedenfalls nicht, um Fremdbestimmung zu betteln, und wer halbwegs bei Courage und Verstand ist, votiert für Selbstbestimmung. Nicht einmal diejenigen, die daraus Kapital schlagen, dass sie Andere nach ihrer Pfeife tanzen lassen können, finden ein ungeteiltes Vergnügen an der Fremdbestimmung. Wer einen anderen fremdbestimmt, muss mit dessen Widerwillen rechnen, und der hat viele Spielarten: Aufsässigkeit, Rebellion, Nachlässigkeit in der Auftragserfüllung, Flucht in die Krankheit, insgeheime Verweigerung, wenn nicht gar Sabotage. Fremdbestimmung ist selbst aus der Perspektive der Mächtigen immer auch kontraproduktiv, weil demotivierend.

Und so wird - zum Beispiel in der modernen Arbeitswelt - viel darüber gegrübelt, wie man fremdbestimmter Arbeit den Anschein von Selbstbestimmung geben kann. Das ist im großen und ganzen recht gut gelungen. Die Mehrheit der Lohndiener würde schon aus Selbstachtung entschieden bestreiten, nur fremdbestimmt zu arbeiten und keine Spielräume für eigene Entscheidungen zu haben. Der Unterschied zwischen selbstbestimmter und fremdbestimmter Arbeit ist unkenntlich geworden, und das ist ganz im Sinne derer, die das Sagen haben. Es kann ihnen gar nichts Besseres passieren, als wenn die Untergebenen sich ihrer Willensfreiheit rühmen und an ihre Entscheidungsfreiheit glauben. Betrug und Selbstbetrug wirken da einträchtig zusammen. Denn natürlich möchte man sich lieber als Herr im eigenen Hause fühlen denn als Knecht unter fremder Knute.

Um den möglichen Widerstand im Keim zu ersticken, muss fremdbestimmte Arbeit akzeptabel gemacht werden. Das kann auf sehr verschiedene Weise geschehen. Die primitivste und auch anfälligste Art, den Eigenwillen eines Anderen zu brechen, ist der unverhohlene Zwang. Das ist das Prinzip der Galeere. Wer über die entsprechenden Machtmittel verfügt, kann Andere zwingen zu tun, was sie sollen, auch wenn sie nicht wollen. Um aber die Nachteile des schieren Zwangs zu

* Kontakt: Silja Samerski, pudel@uni-bremen.de

vermeiden, setzte sich ein anderes Prinzip durch: die Bezahlung. Die Untergebenen werden für ihre Beherrschung entschädigt, damit sie sich bereitwillig statt unwillig zur Verfügung stellen. Jede Lohnzahlung lässt sich als eine Ent-Schädigung für zugefügten Schaden verstehen, während wir gewohnt sind, sie als Gegenleistung für geleistete Arbeit anzusehen.

Elegant und unauffällig wird Fremdbestimmung erst, wenn sie sich eines Paradoxes bedient: Obwohl dem fremdbestimmten Arbeitenden die Souveränität, seine eigenen Ziele zu bestimmen, abgesprochen wird, wird ihm in modernen Arbeitsverhältnissen Selbständigkeit und Eigenverantwortlichkeit abverlangt, und die Höhe seines Lohnes bemisst sich geradezu daran, wie ‚selbständig‘ und ‚eigenverantwortlich‘ er oder sie arbeitet. Diese Eigenverantwortlichkeit ist illusionär, denn Eigenverantwortlichkeit, die mir jemand aufnötigen kann, hört augenblicklich auf zu sein, was sie zu sein vorgibt. Ich soll verantworten, was meinem Einfluss im Vorhinein entzogen ist. Ich werde dafür bezahlt, dass ich Selbständigkeit und Verantwortlichkeit perfekt simuliere. Das Arbeitsarrangement begünstigt die Illusion. Dem äußeren Anschein nach treffe ich souveräne Entscheidungen. Das Gerede um die ‚flachen Hierarchien‘ ist Teil dieser Selbstbestimmungspropaganda. Bereitwillig nehme ich den Anschein von Selbstbestimmung für bare Münze und bin verlässlich dienstbar für Zwecke, die nicht meine sind. Um den schwer erträglichen Widerspruch zwischen meiner illusionären und meiner realen Arbeitssituation vor mir selbst zu kaschieren, übernehme ich die fremden Ziele, in deren Auftrag ich tätig bin, als meine eigenen und mobilisiere dann, ohne mich unter Zwang zu fühlen, Kräfte, die ich normalerweise nur für eigene Zielsetzungen und persönliche Herzensanliegen aufbringen könnte. Ich erfahre mich als ‚selbstbeherrscht‘ und nehme dafür sogar in Kauf, mich selbst auszubeuten. Das ist, wie gesagt, die eleganteste Variante der Fremdbestimmung und die totalitärste. Sie ist den gehobenen Positionen in der Arbeitshierarchie vorbehalten, jenen, in denen die hoch ausgebildeten Eliten sich tummeln. Dort darf man sich nach Herzenslust souverän fühlen, während man doch nichts weniger als das ist.

In den unteren Etagen gelten einfachere Spielregeln. Da wird den Arbeitenden ihre Selbstbestimmung mit mehr oder weniger kargem Lohn abgekauft und ihr Widerwille durch die Androhung von Arbeitsplatzverlust im Zaum gehalten. Und kaum jemand würde etwas Anstößiges oder Skandalöses daran finden können, dass derjenige, der die Arbeit bezahlt, sie auch seiner Zwecksetzung unterwerfen kann. Wer seine Arbeit verkauft, dem gehört sie halt nicht mehr. Das scheint so vollkommen selbstverständlich und rechtens, dass es schon harter Gedankenarbeit bedarf, um diese Selbstverständlichkeit anzuzweifeln. Natürlich gehört mir nicht mehr, was ich verkauft habe. Und wer meine Arbeitskraft gekauft hat und sie fortlaufend bezahlt, der kann sich ihrer als eines Mittels bedienen, mit dem er seine Absichten realisiert. Das ist der Deal.

Fremdbestimmung ist also heutzutage durch vertragliche Vereinbarungen gezähmt, sie ist tariflich verregelt und gesetzlich abgesichert. Wir haben uns angewöhnt zu denken, dass die Höhe des Lohnes ein sicheres Indiz für den Grad der Fremdbestimmung ist. Am meisten von ihr geplagt seien diejenigen, so glauben wir, die am wenigsten ent-schädigt werden. Aber nicht einmal diese einfache Faustregel stimmt mehr.

Halten wir fest: Über die Fremdbestimmung wird ziemlich einhellig geurteilt. Sie ist in weiten Teilen legal, aber nicht legitim. Sie ist moralisch verwerflich, aber zum Erhalt des Ganzen unverzichtbar; für die, die bestimmen, ist sie äußerst profitabel, und für die anderen beschämend. Aus sehr verschiedenen Gründen sind folglich Herrschende und Beherrschte darum bemüht, dass sie unsichtbar bleibt oder mindestens nicht ins Rampenlicht gerät.

Ebenso einhellig, wie die Fremdbestimmung moralisch mißbilligt wird, wird Selbstbestimmung ins Recht gesetzt und zur politisch korrekten Forderung erhoben. Wer oder was sich als selbstbestimmt ausweist, ist demokratisch legitimiert und mit Gütesiegel versehen. Gegen Selbstbestimmung lässt sich mit Fug und Recht nichts einwenden.

1975 erschien Ivan Illichs Streitschrift: Tools for Conviviality unter dem Titel ‚Selbstbegrenzung‘ erstmalig in Deutschland. Sie wird auch in der Wiederauflage von 1998 im Klappentext als ein großes Plädoyer für Selbstbestimmung angekündigt: Ivan Illich, so heißt es da, fordert „eine Begrenzung des Wachstums nicht nur aus ökologischen Gründen, sondern vor allem mit dem Ziel, den Menschen wieder zu einem autonomen Wesen werden zu lassen. Seine These: Der Fähigkeit zur Selbstbestimmung stehen im wesentlichen die von uns selbst geschaffenen Institutionen und die immer größer werdende Schar von Spezialisten und Experten im Wege, die den Menschen zunehmend entmündigen.“¹

Es mag den modernen Leser verwirren, wenn ein Buch mit dem Titel ‚Selbstbegrenzung‘ für die Wiedergewinnung von Selbstbestimmung plädiert. Selbstbestimmung ist heutzutage viel eher mit der Bedeutung von Selbststeigerung belehnt als mit der von Selbstbegrenzung.

Aber noch in anderer Hinsicht ist dieses entschiedene Eintreten Illichs für Selbstbestimmung irritierend.

Erstens: Es sieht Ivan Illich nicht sehr ähnlich, dass er mit seinen Forderungen so ganz auf der Linie dessen liegt, was allgemein im Schwange ist und gutgeheißen wird. Und Selbstbestimmung ist in den gehobenen Diskursen seit den späten 60er und frühen 70er Jahre sehr im Schwange.

Zweitens: Es ist auch kaum vorstellbar, dass er sich positiv für eine bestimmte Zielsetzung, auf die Menschen ausgerichtet werden sollen, ausspricht. Er hat sich

¹ Ivan Illich: Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik, München 1998, Klappentext.

immer gehütet, zu sagen, wo es lang gehen soll. Er hat sich vielmehr darauf konzentriert, die Bedingungen zu benennen, zu analysieren und zu kritisieren, die verhindern, dass Menschen „ihre unmittelbare Umgebung nach eigenen Vorstellungen gestalten“ können.² Er nannte diese Vorgehensweise Suche nach ‚negative design criteria‘. Er hätte also niemandem vorgeschrieben, sich selbst zu bestimmen, aber die Verhältnisse gegeißelt, die es ihm unmöglich machen, es zu tun.

Drittens: In einem Aufsatz über Eigenarbeit bespöttelt Illich den wachsenden Wust von Bemühungen, die sich zu ihrer Selbst-Bezeichnung der Vorsilbe ‚selbst‘ bedienen. Sozialpädagogen leiten zur Selbsthilfe an, Mediziner propagieren all monatliche Selbstbetastung nach Krebsymptomen, Psychologen organisieren Gruppen zur Selbstbefreiung durch Psychodrama und Beziehungsgelaber.“³ Die Reihe der genannten Selbstbefriedigungsaktivitäten ließe sich beliebig ergänzen: Selbstverwaltung, Selbstverwirklichung, Selbsterfahrung, Selbstsuche und –findung, kurzum: Selbsthilfe. „Selbsthilfe“, so Illich, „ist wortwörtlich ein masturbatorischer Begriff. Das Wort Masturbation stammt aus dem Lateinischen und ist aus manus (mit der Hand) und stuprum (Vergewaltigung) zusammengesetzt. ... Solche Selbstvergewaltigung zerlegt das handelnde Subjekt in eines das hilft“ und eines, das selbst sein einziger Klient ist, „dem geholfen wird.“⁴

Dieser Selbst-Enthusiasmus, der besonders in der Alternativbewegung grassiert, ist demnach eine Art trojanisches Pferd, mit dem die Direktiven der Expertenkaste in die Bedürfnisse von Klienten eingeschleust werden oder genauer: als Bedürfnisse verinnerlicht werden. Die selbstbefreiten Einzelnen tun zwar immer noch, was sie sollen und was der Dienstleistungsindustrie förderlich ist, glauben aber aus freien Stücken und unverfälschtem Eigeninteresse zu handeln, weil sie unablässig mit sich selbst beschäftigt sind.

Ist nun also die Selbstbestimmung, die Ivan Illich – angeblich – einfordert, auch nur eine Spielart dieser selbstischen Selbstzurichtung, über die er sich andernorts lustig macht? Und führt sie auch – je selbstbestimmter desto zuverlässiger – zum Einschluss in den „netzhaft dicht gesponnenen Zusammenhang“ des Systems, von dem Adorno sagt, dass er klaustrophob mache, während die modernen Soziologen von Inklusion schwärmen und glauben, damit der Gleichheit und der sozialen Gerechtigkeit einen Dienst zu erweisen? Einen Dienst vielleicht, aber einen Bärenienst.

Tatsächlich finden sich in ‚Selbstbegrenzung‘ zahlreiche Stellen, in denen von Selbstbestimmung die Rede ist, nicht immer wörtlich aber der Sache nach.

Um Ihnen davon einen Geschmack zu geben, zitiere ich einige davon:

² Ebenda S. 59f.

³ Ivan Illich: Eigenarbeit, in: ders.: Vom Recht auf Gemeinheit, Reinbek 1982, S. 50.

⁴ Ebenda, S. 50.

Über den Begriff der Konvivialität sagt Illich, er solle „für den **autonomen und schöpferischen zwischenmenschlichen Umgang und den Umgang von Menschen mit ihrer Umwelt**“ stehen, „als Gegensatz zu den konditionierten Reaktionen von Menschen auf Anforderungen durch andere und Anforderungen durch eine künstliche Umwelt.“⁵ Er spricht von der Freude an einer „bestimmten Ressource, die alle Menschen in fast gleichem Maße besitzen ...: **der eigenen Kraft, über die man selbst bestimmt.**“⁶ Ausdrücklich fordert er „**selbstbestimmte Arbeit**“⁷, durch die sich jeder Mensch „verwirklichen kann, ohne daß deshalb einem anderen Ausbildung oder Konsum aufgezwungen wird.“⁸ Dieser Nachsatz ist ziemlich wichtig. Ein Lehrer zum Beispiel kann so selbstbestimmt sein, wie er will, wenn er um seiner eigenen professionellen Existenz willen anderen Ausbildung oder Konsum von Unterricht aufnötigt, vergeht er sich an der Konvivialität. Statt große „Werkzeuge für leblose Menschen zu optimieren“, sei die Verwendung individuell zugänglicher Werkzeuge zu begünstigen, „um **das sinnvolle und eigenverantwortliche Tun**, wirklich bewußter Menschen zu fördern.“⁹ Werkzeuge, die den Menschen dabei helfen, „**die eigenen Ziele auf ihre jeweils eigene Weise zu erreichen**“,¹⁰ würden vollständig verdrängt von jenen übergroßen und überprogrammierten Werkzeugsystemen, in denen Menschen nur noch als Maschinenkomponenten fungierten. Und schließlich beklagt er, dass in einer „Welt der industriellen Fertigpackungen“ Menschen ihrer „**Fähigkeit, selbst etwas zustande zu bringen**, immer weniger“ vertrauten.¹¹

Es fällt auf, dass in all diesen Äußerungen jede pädagogische, psychologische oder therapeutische Grübelelei darüber, wie Menschen dazu gebracht werden könnten, sich selbst zu bestimmen, unterbleibt. Ivan Illich will nicht „tun, was Gott nicht kann, nämlich andere zu ihrem Heil ...manipulieren.“¹² Er begnügt sich damit, „den Terminus ‚konvivial‘ für Werkzeuge“ zu verwenden „und nicht für Menschen“, und er hofft damit vor dem Mißverständnis gefeit zu sein, es gehe ihm um einen Aufruf zur Menschenbesserung. Er ist überzeugt, dass die Menschen alles in allem von Natur aus¹³ recht gut geeignet sind, ihr Leben auch unter schwierigen Bedingungen - sogar respektgebietend - zu meistern, wenn sie nur nicht durch Expertenmacht, Institutionenwillkür und Maschinenpower daran gehindert werden. Er weist nach, dass daseinsmächtige Menschen systematisch dazu abgerichtet werden,

⁵ Selbstbegrenzung a.a.O. S. 28.

⁶ Ebenda S. 29.

⁷ Im englischen Original: self-defined

⁸ Ebenda S. 31

⁹ Ebenda S. 35.

¹⁰ Ebenda S. 45.

¹¹ Ebenda S. 92

¹² Ivan Illich: In den Flüssen nördlich der Zukunft, München 2006, S. 33.

¹³ I. Illich : Selbstbegrenzung a.a.O. S. 11: „natürliche Fähigkeiten frei entfalten“ auch: „Kraft und Phantasie, die jeder besitzt... S. 27.

ihr Leben als eine „Prozedur des Bestellens aus einem alles umfassenden Einkaufskatalog“ fristen zu müssen¹⁴ und nur noch „aus einer Produktpalette ... ihre Auswahl treffen dürfen.“¹⁵ Er brandmarkt den Industrialismus als einen unermesslichen Diebstahl, der die Menschen ihres Tuns beraubt hat und sie zu kriegenden Mängelwesenmacht, die alles, was sie zum Leben brauchen oder zu brauchen glauben, kriegen müssen, und die sich darum zugleich im Kriegszustand mit ihresgleichen befinden im Kampf um die immer knapp gehaltenen Befriedigungsmittel. Er ist also weit davon entfernt, Selbstbestimmung als eine Angelegenheit zu beschreiben, zu der man sich in Volkshochschulkursen und Wochendendseminaren in der Obhut von Experten ertüchtigen sollte. Entsprechend wird auch die Fremdbestimmung – Ivan Illich benutzt das Wort nicht, er spricht von industrieller Gewalt, von Manipulation und Konditionierung - als etwas beschrieben, das von den ‚tools‘, vom Apparat ausgeht und ihm einprogrammiert ist. Moderne Werkzeuge sind demnach längst nicht mehr Instrumente, die man (selbstbestimmt) für gute oder schlechte Zwecke nutzen kann, so wie man mit einem Hammer eine Hütte zimmern oder einen Nachbarn erschlagen kann. Dieses Stadium ihrer souveränen Nutzungsmöglichkeit haben sie im Zeitalter der Systeme endgültig hinter sich gelassen.

Nachdem ich nun einigen Zweifel am guten Ruf, den die Selbstbestimmung genießt, gesät habe, taucht die Frage auf, ob nicht umgekehrt eine Ehrenrettung der Fremdbestimmung fällig wäre. Und damit sind wir beim Thema:

Ist es überhaupt richtig, dass alles, wozu ich von außen bestimmt werde, zwangsläufig schändlich und erniedrigend ist? Wir sind möglicherweise in einem verhängnisvollen Irrtum befangen, wenn wir ganz selbstverständlich, geradezu reflexhaft Fremdbestimmung negativ und Selbstbestimmung positiv beurteilen. Ich könnte geradezu darauf bestehen, dass nur aus fremdbestimmtem Tun, also aus solchem, zu dem ich bestimmt oder ‚berufen‘ bin und das mich unter einen ‚Anspruch‘ stellt, etwas Gutes erwachsen kann. Während selbstbestimmte Tätigkeit vielleicht in erster Linie auf Eigennutz spekuliert, ist jene, zu der jemand in Anspruch genommen und berufen wird, von vornherein in ein soziales Gefüge eingebunden. Die für diesen Vorgang der Beauftragung benutzten Wörter oder Wortkombinationen: ‚berufen, in Anspruch nehmen, bestimmen, jemandem etwas zur Aufgabe machen‘, bezeichnen alle ein Geschehen zwischen Menschen, die als Sprechende und Hörende aufeinander bezogen sind. Wer jemanden ‚beruft‘, muss einen Hörer finden. Das gleiche gilt, wenn er ihn ‚in Anspruch nehmen‘ will. Wenn jemand zu etwas bestimmt wird, wird ihm zugleich eine Stimme verliehen, kraft derer er selber

¹⁴ Ebenda S 47.

¹⁵ Ebenda S. 59.

Sprecher werden kann. Wer jemandem etwas zur Aufgabe macht, sucht als Gebender einen Empfänger, der bereit ist, seinen Eigenwillen vorübergehend ‚aufzugeben‘, also seinerseits Geber zu werden. Was diese Fremdbestimmung von Bemächtigung, was die Berufung von der Ausbeutung unterscheidet, ist, dass Auftraggeber und Auftragnehmer sowohl Sprecher als auch Hörer sind. Sobald einer nur anordnet und der andere stumm bleibt und ausführt, was ihm vorgeschrieben wurde, wird nicht Fremdbestimmung, sondern Herrschaft ausgeübt. Nennen wir sie also Fremdbeherrschung. So gesehen wären also Fremdbestimmung und Selbstbestimmung gar keine unversöhnlichen Gegensätze.

Berufen kann nur ein Auserkorener werden, einer, der zu der Bestimmung, die ihm zugedacht ist, in jeder Hinsicht stimmt. Eine Berufung stiftet eine unverwechselbare Bezogenheit zwischen Rufer und Berufenem und der Aufgabe, die sie miteinander teilen. Sie ist so konkret, dass sie nur namentlich geschehen kann. Jemanden berufen, ist etwas ganz Anderes als ihn auf seine Eignung für ein Projekt hin zu mustern. Die Eignungsprüfung ist vom Gesichtspunkt der Selektion bestimmt und konzentriert sich auf die Ausmusterung der Ungeeigneten. Die Berufung hingegen ist eine Einladung, die den Berufenen in eine Aufgabe und in eine Gemeinschaft hereinholt.

Sie setzt gerade nicht voraus, dass der Angesprochene das erforderliche Know how bereits mitbringt und die geforderte Könnerschaft routiniert handhaben kann, sondern eher umgekehrt, dass er oder sie über sie noch nicht verfügt. Auf den Berufenen richtet sich eine Hoffnung, auf den Getesteten eine Erwartung. Und das ist wahrlich ein Unterschied.

Ich berufe jemanden zu einer Aufgabe, die er „ - zumindest zunächst - kaum bewältigen kann“, setze ihm Ziele, „die seine Möglichkeiten - zumindest im Moment- überschreiten“, und lege Qualitätsmaßstäbe an, „die jedes Mal weit über seinen - augenblicklichen - Fähigkeiten liegen“. ¹⁶ Ich traue also jemandem etwas, was er noch nicht ist und noch nicht unter Beweis stellen kann, zu und gehe das Wagnis ein, mich in ihm zu irren. Dazu ist etwas notwendig, was nur in einem persönlichen Verhältnis seinen Platz hat: gegenseitiges Vertrauen. Wer sich zutraut- und das ist wahrlich ein Wagnis -, einen Anderen fremdzubestimmen, muss vor allem sich und dem Andern Rechenschaft über die Rechtmäßigkeit der Aufgabe geben. Er muss im Rahmen des Möglichen sicher sein, dass er den Andern nicht zu schädlicher, zerstörerischer oder überflüssiger Arbeit anstiftet. Wenn ich jemandem etwas zu taugebe, von dem ich glaube, dass es unbedingt getan werden muss, hoffe ich, dass der Andere darin mit mir übereinstimmt und sich angesichts des Vertrauens, das ich ihn setze, zutraut, sich der Sache anzunehmen. Insofern Fremdbestimmung eine Beziehung zwischen Dreien stiftet, dem Rufer, dem Berufenen und der Aufgabe,

¹⁶ Bauman, Zygmunt: Wir Lebenskünstler, Berlin 2010, S. 38.

müssen alle drei gleiches Gewicht haben. Sobald eine der drei Instanzen das Übergewicht bekommt und die Belange der anderen benachteiligt oder ganz missachtet werden, entsteht eine Schieflage. Wenn die Aufgabe dominiert, werden diejenigen, die sie tun, instrumentalisiert, wenn die Beauftragten dominieren, herrscht pädagogische Tyrannei, wenn der Auftraggeber dominiert herrscht Ausbeutung. Alle drei Instanzen müssen füreinander nicht nur in Rufweite, sondern auch hörfähig sein, um die immer gefährdete Balance zwischen ihnen aufrecht zu erhalten. Dafür aber braucht es überschaubare Zusammenhänge, kleine Einheiten und kurze Wege. Nichts von dem findet sich z.B. in der modernen Berufswelt. Beruf und Berufung sind mittlerweile so weit auseinandergedriftet, dass sie trotz ihrer engen sprachlichen Verwandtschaft keine Gemeinsamkeit mehr haben. Dies ist ein weiteres Beispiel dafür, dass wir uns über die bindende Macht unserer Sprache achtlos hinweggesetzt haben und uns Wörter mit gutem Klang für schlechte Gewohnheiten ausleihen.

Wenn ich jemanden fremdbestimme, dann muss also die Aufgabe bedeutsam, ja notwendig sein. Ich berufe jemanden, weil ich ihn oder sie in einer wichtigen Angelegenheit brauche, und zwar ausdrücklich diesen besonderen Anderen für dieses besondere Anliegen brauche. Menschen werden durch die Aufgaben, die ihnen im Laufe ihres Lebens gestellt werden, geprägt und in ihrem Werdegang bestimmt. Wer mit Überflüssigem beschäftigt wird, wird selber austauschbar und überflüssig. Wem Belanglosigkeiten zugemutet werden, wird selber belanglos. Wer dagegen mit ernstem Anliegen betraut wird, kann wachsen. Die Möglichkeit, überhaupt ‚Ich‘ zu sagen hängt daran, dass ich in meiner Lebensgeschichte oft genug für bedeutsame Aufgaben ‚in Anspruch‘ genommen wurde: „Das Hören, daß wir für andere da sind und etwas bedeuten, daß sie etwas von uns wollen, geht also dem Aussprechen dessen, daß wir selber sind und was wir selber sind, voraus. Dass wir Befehle von außen erhalten und von außen beurteilt werden, gibt uns Selbstbewusstsein. Denn nun empfinden wir uns als Etwas und Besonderes gegenüber diesem Befehl und diesem Urteil. Etwas anderes und etwas Besonderes zu sein, ist das Grunderlebnis des Ich.“¹⁷

Wenn wir auf unsere Schulen und Hochschulen schauen, dann müssen uns erhebliche Zweifel kommen, ob die Aufgaben, mit denen Schüler in Trab, wenn auch nicht bei Laune gehalten werden, diesen Anforderungen genügen. Können wir uns Lehrer vorstellen, die auf die Mitarbeit ihrer Schüler für eine wichtige gemeinsame Angelegenheit angewiesen sind? Können wir uns Schüler vorstellen, die das im Ernst erwarten? Die Aufgaben, die Schülern und Studenten auferlegt werden, sind

¹⁷ Rosenstock-Huessy, Eugen: Die Sprache des Menschengeschlechts, Bd. 1, Heidelberg 1963, S. 754.

beinah ausnahmslos trivial. Schulen sind wahre Produktionsstätten für belanglose Aufgaben. Allein die Tatsache, dass immer alle das Gleiche tun müssen und immer alle am festgelegten Standard gemessen werden, macht die Arbeit, die in der Schule geleistet wird - von Schülern wie von Lehrern - systematisch belanglos. Dass ein Schüler mit einer ihm gemäßen Aufgabe befasst werde, wird nicht einmal mehr für wünschbar gehalten. Dass ein Professor sich um Talent und Begabung jedes seiner Studenten sorgt, macht ihn zu einem Störfaktor im Betrieb. Aufgaben müssen nicht bedeutsam sein, wenn nur die Resultate abprüfbar sind und mit einer Note erledigt werden können. Und an die Stelle der Kooperation bei der Bewältigung wichtiger Aufgaben ist die Konkurrenz getreten, die jede Erkenntnis und alle Wahrheitssuche dem Siegeswillen und der Imagepflege opfert. Aus Lehrenden und Lernenden sind Prüfer und Prüflinge geworden und die Aufgaben sind zum Prüfstoff verkommen, wodurch selbst Inhalte von erheblicher Tragweite zu Bagatellen werden. Bildung ist von diesen Bildungseinrichtungen nicht zu erwarten und wird auch nicht von ihnen erwartet. Man kann in ihnen reussieren oder scheitern, das ist alles. Dass sich im Einzelfall Bildung dennoch ereignet, weil Lehrer und Schüler trotz alledem auch unter den widrigsten Umständen dort einander und ihre Aufgaben finden, ist ein Wunder, ändert aber nichts an der traurigen Bilanz. Wäre diese Prozedur nur einfach wirkungslos, dann könnte man die vergeudete Zeit und die verschwendeten Steuergelder beklagen, und müsste sich sonst nicht weiter aufregen. Dann wäre die Sache eben einfach unnütz. Tatsächlich aber ist sie sehr wirksam, und es wird dabei eine verheerende Lektion gelernt, nämlich die, dass es auf mich überhaupt nicht ankommt, auch nicht auf das, was ich tue oder kann oder lasse, nicht darauf, ob ich Gutes oder Böses im Sinn habe oder ignorant gegenüber beidem bin, sondern lediglich darauf, dass ich mithalten kann im Kampf um Rang und Vorteil.

Fremdbestimmung ist umso kostbarer, je fremder sie ist. Auch hier gilt die von Adorno getroffene Feststellung, dass „nur Fremdheit ... das Gegengift gegen Entfremdung“ sei.¹⁸ Die Selbstbestimmung greift ja notwendig auf das, was ich schon kenne und kann, was schon in meinem Horizont ist, zurück. Man kann bei ‚selbstbestimmten‘ Tätigkeiten durchaus die eigene Könnerschaft verfeinern, sie sogar auf die Spitze zu treiben. Aber wie soll denn das Andere, das Noch-Nicht meiner selbst hervorgehoben werden, wenn nicht durch die Herausforderung des Fremden. ‚Selbstbestimmung‘ wird die Fähigkeiten, die unerprobt und unerweckt in mir schlummern, nicht erwecken. Sie hat einen autistischen Zug und ist eher langweilig. Das fanden auch die Kinder, die in den sechziger und siebziger Jahren antiautoritäre Erziehung genossen und die sich, wenn sie morgens in ihren

¹⁸ Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia*, in: ders.: *Gesammelte Schriften* Bd. 4, Darmstadt 1998, S. 105.

antiautoritären Kindergarten kamen, einigermaßen besorgt erkundigten, ob sie heute schon wieder machen müssten, was sie wollten. Man kann diese Frage natürlich als einen erschreckenden Beleg für ihre konsumistische Verirrung nehmen. Ich glaube eher, diese Kinder haben von den Erwachsenen ihre Berufung eingefordert und haben verstanden, dass sie nicht ernst genug genommen wurden für eine wichtige Bestimmung. Sie haben einfach gefunden, dass Selbstbestimmung langweilig ist und unter ihrem Niveau bleibt.

Wenn ich auf das Verhältnis von Fremd- und Selbstbestimmung ein anderes Licht zu werfen versuchte, so hatte ich dabei eine Erzählung im Sinn, die Ivan in seinen letzten Lebensjahren in immer neuen Varianten und mit immer überraschenden Nuancen zu erzählen, nicht müde wurde. Es ist nicht möglich, zu seinem 10.

Todestag die Geschichte vom barmherzigen Samariter nicht zu erzählen, und schon gar nicht, wenn wir über Fremdbestimmung nachdenken wollen.

„Die Geschichte ist bestens bekannt.“¹⁹ Aber gerade diese Bekanntheit hat dazu beigetragen, ihre anstößige Pointe zu verharmlosen. „Die vielleicht einzige Art, wie wir sie heute ins Gedächtnis zurückrufen können, ist, uns den Samariter als einen Palästinenser vorzustellen, der einem verwundeten Juden beisteht.“²⁰ Ivan Illich macht darauf aufmerksam, daß dieses Gleichnis in einem jahrhundertelangen Mißverständnis umgedeutet wurde zur Parabel darüber, wie man sich seinem Nächsten gegenüber benehmen soll. In Wahrheit aber ist die Frage, die Jesus von den Pharisäern - mit wahrscheinlich nicht ganz lauterem Hintersinn - gestellt wurde, nicht: 'Was gehört sich gegenüber meinem Nachbarn, wie muß man sich ihm gegenüber verhalten?', sondern: 'Wer ist mein Nachbar?' Und die zugleich irritierende und ärgerliche Antwort Jesu lautet: Das liegt bei Dir. Wer dein Nächster ist, entscheidest du selbst. Weder Familienbande, noch ethnische Zugehörigkeit, noch Tradition oder Konvention oder Norm bestimmen, wer dein Nächster ist, sondern nur du allein. Die Verbundenheit, die euch zu Nächsten füreinander macht, schaffst du selber. Der Samariter, der in Geschäften unterwegs ist von Jerusalem nach Jericho, ist nach all den herkömmlichen Kriterien gerade nicht zuständig, für den, der da verwundet am Wegesrand liegt, von Wegelagerern ausgeplündert bis auf die nackte Haut. Der Priester und der Levit, die auf ihrem Weg nach Jerusalem an dem Geschundenen vorbeigegangen sind, weil sie wichtige Tempeldienste zu verrichten haben, die keinen Aufschub und keine Blutbesudelung dulden, wären von Rechts wegen zuständig gewesen, denn der Geschlagene war einer von ihnen, einer aus ihrer Sprach-, Sitten- und Religionsgemeinschaft. Der Samariter hingegen war keinesfalls zu helfen verpflichtet, im Gegenteil: er war ein Erzfeind des Juden, und machte sich mit seiner Hilfeleistung sogar eines Verrats gegenüber den eigenen

¹⁹ Das Evangelium nach Lukas 10, 25-37.

²⁰ Illich: Ivan: In den Flüssen nördlich der Zukunft. München 2006, S. 74.

Leuten schuldig. Er also entschied ganz allein, dass dieser geplünderte Jude sein Nächster ist. Und genau darum geht es, Illich zufolge, in diesem Gleichnis. Es ist eben keine Anleitung zu korrektem moralischen Verhalten. Und der Samariter handelt weder nach ethischen Grundsätzen, noch nach Moral, Pflicht, Regel oder Gesetz.

Ich muß gestehen, daß mir diese Zuspitzung des Gleichnisses zu einem Akt vollkommener Freiheit wirklich anstößig gewesen ist. Sie scheint der Selbstherrlichkeit, der Willkür, der Beliebigkeit, der schrankenlosen Subjektivität, ja der Selektion Tor und Tür zu öffnen. Aber nun kommt etwas ganz anderes ins Spiel. Die Hinwendung des Samariters zu dem Juden im Straßengraben, der in seiner Erbärmlichkeit nicht gerade ein prädestiniertes Objekt der Erwählung ist, diese Hinwendung zum erbarmungswürdigen Andern entspringt nicht dem eigenen großherzigen Entschluß, nicht einer Generosität, derer sich der Samariter rühmen könnte, nicht einem Akt der Selbstüberwindung, auf die er stolz sein könnte, nicht seiner Selbstbestimmung, sondern sie ist Resonanz, Widerhall auf ein Geschenk, das der Geschundene dem Vorbeikommenden macht. Die Möglichkeit der Zuwendung nämlich entsteht durch den Anblick des Geschlagenen; ‚Anblick‘ im doppelten Sinn des Blickens und des Anblicks, den er in seiner Not bietet und der dem Samariter buchstäblich in die Eingeweide fährt. Der Samariter verdankt nicht sich selbst, sondern dem Andern die Möglichkeit, sich ihm zuzuwenden und seine Geschäfte einstweilen fahren zu lassen. Man könnte auch sagen, dass er seine Unternehmungen unterbricht, dass er innehält, dass er für das Nächstliegende - oder den Nächstliegenden - frei wird, ist eine Folge davon, dass er auf den Andern, der sich ihm anbefiehlt, hört. Er ist frei, es zu tun oder zu lassen. Hätte er es aber unterlassen, dann hätte er seinerseits das in ihn gesetzte Vertrauen ausgeschlagen.

Die Freiheit, die der Samariter praktiziert, geht noch über das, was Emmanuel Lévinas „Güte“ nennt, hinaus. Die Güte muß, damit sie nicht ein Phantasma bleibt, im „Werk“ wirklich werden. Das Werk ist die verkörperte Güte; es ist „eine Bewegung des Selben zum Anderen, die niemals zum Selben zurückkehrt.“²¹ Dem Ich wird dabei die Anstrengung auferlegt, seine Freiheit als ungerecht, übergriffig und darum unberechtigt zu erkennen. Nur aus dieser Anerkennung heraus, kann ‚Ich‘ mich dem Andern zuwenden, ohne ihn zu ‚verselbigen‘. ‚Ich‘ bin dann zwar nicht Gewinner in einem Bemächtigungsakt, aber doch willentlicher Initiator der Zuwendung. Der Samariter aber ist von Anfang an durch den Anderen bestimmt. Er erfährt sich nicht als Initiator, sondern als Berufener. Und das schützt ihn davor, auf den moralischen Gewinn der guten Tat zu spekulieren und so doch wieder bei sich selbst und dem

²¹ E.Levinas: Die Spur des Anderen, Freiburg/München 1998, S. 215.

eigenen Vorteil zu landen. Er geht ohne eine Gegenleistung - und sei es die des Dankes - zu fordern, aber doch in einzigartiger Verbundenheit mit dem ebenbürtigen Opfer seiner Wege. Demgegenüber kannder Andere, Levinas zufolge, vor seiner Verselbigung und Übermächtigung nur bewahrt werden, wenn die Trennung zwischen Ich und Du als zwischen zweien, die fremd für einander bleiben und ihre Fremdheit verzweifelt respektieren, strikt aufrechterhalten wird.

In dem Gleichnis, erscheint die Fremdbestimmung als unerhörte, nie dagewesene Freiheit. Freiheit von allem, was nach Sitte und Brauch maßgeblich darüber entscheidet, für wen und was ich zuständig oder verantwortlich bin. Diesen Ausbruch aus Tradition und Konvention, den der Samariter wagt, kann ich noch einigermaßen mühelos als Freiheit verstehen. Was mir aber zugemutet wird, ist, mich an einer Freiheit zu freuen, die mich von der Selbstbestimmung befreit und mir erlaubt, mich vom Anblick des Fremden bestimmen zu lassen.

Und beinahe noch widersprüchlicher ist es, dass der Samariter, der sich den Fremden angelegen sein lässt, vollkommen frei von Verantwortlichkeit für ihn ist, während wir doch ganz selbstverständlich sagen würden, er habe Verantwortung für ihn übernommen, als er sich seiner annahm. Über die Verantwortung habe ich bei Ivan einen Satz gefunden, der mir mit einem Schlag viel tiefer begreiflich gemacht hat, warum er die Zumutung der Verantwortung mit einem klaren ‚Danke, Nein!‘ zurückgewiesen hat. „...our responsibility **for** the other, exempting us from responsibility **to** him.“²² Ich würde diesen Satz etwas holprig so übersetzen: Meine Verantwortung für den andern bringt mich um die Möglichkeit, ihm zu antworten, ihm gegenüber ‚antwortlich‘ zu sein. Sie macht aus ‚DIR‘, der du mir deinen Anblick, deinen Anspruch und dein Vertrauen gewährst, ein ‚Der da‘, ‚Die da‘, ‚Das da‘, dem gegenüber ich mich bestenfalls benehme, wie es der Anstand gebietet. Sie macht aus einem ‚Du‘ ein Objekt der Behandlung. Was es heißt, dir gegenüber antwortend zu sein, das sagen uns die drei christlichen Tugenden, ‚Glaube, Liebe, Hoffnung‘. Ivan übersetzt diese drei abstrakten Substantive in eine konkrete Bezogenheit zwischen Du und Ich: ‚Glaube: - ‚auf Dein Wort hin‘ / Hoffnung: - ‚baue ich auf Dich / Liebe – und zwar Dir zu Liebe.“²³ Bezogen auf den Samariter hieße das: Auf Deinen Anblick hin, von dir bestimmt, gehe ich auf ‚Abwege‘, und zwar um deinetwillen. Fremdbestimmung ist also in dieser Geschichte ein Akt vertrauensvollen Gehorsams, Selbstbestimmung wäre dann der aus dem Gehorsam erwachsende Ungehorsam, die Anarchie, die der Samariter übt. Über den Gehorsam schreibt Ivan: Gehorsam im

²²<http://www.wholeearth.com/issue/2061/article/248/20th.anniversary.rendezvous.-.ivan.illich>

²³ Vorlesungsnotizen, Bremen, 26. November 1998, ohne Seitenangabe.

biblischen Sinn meint die bedingungslose Bereitschaft auf den Anderen zu hören und der Hang, die Neigung, sich von ihm immer neu überraschen zu lassen.²⁴

Inmitten einer von Institutionen, radikalen Monopolen, rationalisierten Verfahren, kriegenden Menschen und übereffizienten Apparaten verunstalteten Welt sagt Ivan Illich: „Ich glaube, dass diese Wahl, (dass nämlich ein konkreter Anderer, wahrscheinlich von Räufern gerade verprügelt, ...von mir als Nächster gewählt (wird)) heute noch möglich ist.“ Er vertraue darauf, dass jene Traditionsstränge „überleben, die es mir möglich machen, das Soll nicht nach einer Regel, sondern nach der immer überraschenden, immer anderen Eigentümlichkeit der Freundschaft auszurichten.“²⁵

Im Lichte dieser Freiheit wendet Ivan Illich seine Aufmerksamkeit nun aber doch noch einmal der Möglichkeit der Selbstbestimmung in unserer apokalyptischen Zeit zu, pointierter noch, als er es in der frühen Streitschrift tat.

Wenn es in den siebziger Jahren darum ging selbstbestimmte Tunsmöglichkeiten zurückzugewinnen, geht es heute in erster Linie darum, dem Absurdistan, so gut es geht, zu entkommen. Es geht darum, ins Abseits zu gelangen. Beinahe bedauernd stellt Illich fest: „Ich bin nicht Bob Hope, der amerikanische Komiker, dessen Slogan in den 1960ern jedem bekannt war: ‚Lord, let the world stop for a moment, I want to get off!‘ Ich weiß, dass dieser Wunsch utopisch ist. Ich kann nicht umhin, mich von Helfern, Rettern und Heilern umgeben zu wissen und bedroht zu fühlen. Aber ich will nicht in diese Welt gehören. Ich will mich in ihr als Fremder, als Wanderer, als Außenseiter, als Besucher, als Gefangener fühlen. Ja, ich spreche von einem Vor-Urteil, also von einer Haltung, nein, nicht einer Haltung, meiner Haltung. ...Einem Grund auf dem ich stehe, auf dem ich be-stehe, auf den ich mich in jedem Punkt besinne. ...“²⁶ Hier ist er wieder der unerhörte Widerspruch: Ich will mich in dieser Welt als Gefangener fühlen um meiner Freiheit willen, als Außenseiter um meiner Verbundenheit willen, als Fremder um der Freundschaft willen.

Mit großem Respekt beruft sich Illich auf die drop outs dieser Welt. Die Schule, die er einen großen soul-shredder nennt, hat sie auf dem Gewissen, sie schafft und rechtfertigt eine Welt, in der die große Majorität als drop out stigmatisiert wird, während die Minorität darin bestärkt wird, sich als Superrasse zu fühlen, deren Pflicht

²⁴ „Obedience in the biblical sense means unobstructed listening, unconditional readiness to hear, untrammelled disposition to be surprised.

I. Illich: The Educational enterprise in the Light of the Gospel, Chicago Nov 13th 1988, S.8
http://ournature.org/~novembre/illich/1988_Educational.html

²⁵ Vorlesungsnotizen, Bremen, 4. Dez. 1998 ohne Seitenangabe

²⁶ Vorlesungsnotizen, Bremen 21. Jan. 1999.

es ist zu herrschen.²⁷ Illich ist weit davon entfernt, die drop outs wegen ihrer Aussperrung aus der gesellschaftlichen Mitte und wegen ihres Verlustes von Zugehörigkeit zu bedauern. Nicht weil er ihr Elend ignoriert, sondern weil er auf ihre Fähigkeit setzt, erfolgreiche ‚Aus-dem-Weg-Geher‘ (successful avoiders) zu werden, die gelernt haben, sich klug zu verstellen. Der drop out ist gesellschaftlich gezeichnet als ein defizientes menschliches Wesen, das der Lenkung und Leitung bedürftig ist. Aber genau dies könnte er als Privileg entdecken, das es ihm ermöglicht auf eine soziale Realität zu pfeifen, welche ordentliche Leute noch nicht einmal wegzuwünschen die leiseste Chance haben. Drop outs könnten sich zu ‚refusniks‘ mausern und dann ein herzhaftes ‚Nein, Danke! zu all jenen ‚Wohltaten‘ sagen, mit denen wir Insider und Eingesessenen uns bei der Stange halten lassen um den Preis unserer Selbstbestimmung- jetzt ohne Anführungsstriche.

Es ist die Freiheit, sich aus dem Staub zu machen vor der Drohung „diagnostiziert, kuriert, erzogen, sozialisiert, informiert, unterhalten, garagiert, beraten, zertifiziert, gefördert oder beschützt zu werden gemäß den Bedürfnissen die (uns) durch professionelle Wärter aufmontiert werden.“²⁸

Und was könnten wir dazu tun, dass solche Orte im Abseits entstehen?

„Ich denke an Nischen, freie Räume, Hausbesetzungs-Arrangements, geistige Zelte, die einige von uns eventuell zur Verfügung stellen könnten. Nicht für den ‚drop out im allgemeinen‘, aber jeder von uns für eine kleine „Liste“ (Anspielung auf Schindlers Liste) von Anderen, die durch die Erfahrung wechselseitiger Fremdbestimmung (obedience) instandgesetzt wurden, dem Einschluß in das System zu entsagen.“²⁹
Da sind sie: die Nischen und Narren in Absurdistan.

²⁷ Ivan Illich: The Educational enterprise in the Light of the Gospel, Chicago Nov 13th 1988, S.1
http://ournature.org/~novembre/illich/1988_Educational.html

²⁸ Ebenda S. 2

²⁹ Ebenda letzter Absatz.